

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 43

Artikel: Ornithologische Skizzen auf einer Nordlandfahrt [Fortsetzung]
Autor: Lüscher, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ornithologische Skizzen auf einer Nordlandfahrt.

Von Wilhelm Lüscher, Bern.

(Fortsetzung.)

Der Austernfischer.

In Thorshavn, dem Hauptorte der Färöer, ganz nahe den mit Erde und darauf wachsendem Gras gedeckten Bauernhäusern kreischten Scharen von Austernfischern, mit den Staren und ganz wie diese Heuwiesen absuchend. Bei einem Gang auf die nahe Anhöhe warnten die ziemlich hochbeinigen Vögel mit dem abwechselnd schwarz und weißen Gefieder und den langen kräftigen roten Schnäbeln und gleichen Füßen in einem fort mit schrillum Pfeifen. Wir schienen uns in ihrem Brutrevier zu bewegen, wodurch die taubengroßen lebhaften und schön gefärbten Vögel stark beunruhigt waren, was übrigens ganz ihrem Naturell entspricht. Neben den andern interessanten Vögeln, welche ich auf meiner kurzen Excursion antraf, war der Austernfischer derjenige, welcher am meisten Lärm machte und mich überall umflog mit seinem hellen, lauten Pfeifen. Im Fluge sieht er äußerst schön aus mit seiner weißen Unterseite und dem prächtigen weißen Band in den tiefschwarzen Flügeln. Der orangerote lange Schnabel, das hochrote Auge und die roten, hintenhinausgestreckten Läufe vervollständigen ein wirklich schönes Bild von diesem höchst interessanten Vogel. Seinen Namen hat er wohl zu Unrecht, denn wer weiß, welche Kraft es braucht, um mit einem Instrument Austernschalen zu öffnen, wird wohl begreifen, daß der Vogel trotz kräftigem Schnabel es nicht zustande bringt.

Der Regen-Brachvogel.

Keine 10 Minuten weiter als die Austernflieger, stehen wir auf den braungefleckten grauen Vogel mit dem langen, stark nach unten gebogenen Schnepfenschnabel. Auf wenige Schritte ließ er uns herankommen und warnte ängstlich mit heller Stimme. Andere flogen wenig hoch über uns weg und ließen ihre wohlklingende, flötende Stimme ertönen. Je weiter wir gingen, je mehr solcher sympathischer Vögel zeigten sich, alle ängstlich bestrebt, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Es kamen uns jedoch trotz eifrigem Suchen weder Gelege noch Junge zu Gesicht. Der Regenbrachvogel ist eine große Schnepfe und hält sich unweit dem Meere im kurzen Gras oder zwischen den bemoosten Steinen auf. Er brütet sehr zahlreich auf den Färöer-Inseln und hat mit seinem größeren Vetter, dem mehr gelblichen „großen Brachvogel“ die Eigentümlichkeit gemein, daß er vor eintretendem Regenwetter viel herumschwärmt und seine weich flötenden Töne hören läßt. In der Tat hatten wir dann am darauffolgenden Tage das schlimmste Regenwetter der ganzen Reise.

Der Goldregenpfeifer.

Im gleichen Felstrümmergelände mit kleinen Moos- und Grasflächen trafen wir diesen schmuden Gesellen mehrfach an. Wie mit Altgold bronziert ist sein Rücken und Nacken. Vom Hals zieht sich über die Schulter beidseitig ein helles Band auf die Unterseite, die schön schwarze Brust einrahmend. In der Größe ungefähr wie eine starke Drossel, aber mit kürzerem Schwanz, ließ auch dieser schöne Vogel helle Flötentöne hören und schien besorgt, daß wir in sein Revier eingedrungen waren. Man findet ihn oft zusammen mit dem Brachvogel auf moosigen, felsigen Heiden, indem er höheres Gestrüpp meidet. Er ist denn auch mehr ein Feldvogel als Sumpf- oder Wasservogel. Die Kenner rühmen den Goldregenpfeifer als feinstes Wildbrett.

Der Steinschmäger.

Ebenfalls auf den Färöern traf ich den grauen Steinschmäger an. Daß das Vögelein nicht mehr so schön in

Farbe war, wie man es im Frühling zahlreich auf den Aedern von Wikwil sieht, mag an der vorgerückten Jahreszeit und an der eingetretenen Mauser liegen. Das Gelände ist aber hier günstig für ihn, denn fast jedes Haus hat mit Steinen eingefriedete Gärten und auch sonst treiben die Färöerleute Landwirtschaft, soviel es in ihrem steinigen Vaterlande möglich ist. Die kleinen Kühe, teilweise von der hornlosen Rasse, sahen hier ganz wohlgenährt und gepflegt aus.

Die Dreizehenmöve.

Von den Orkaden nordwärts überholten das Schiff im grauen Nebel beim Einmachten zahllose Trupps von Möven. Manchmal von kläglichen Rufen begleitet, erschienen immer neue Scharen, die von Südwesten kamen und Kurs gegen Nordosten hielten. Ich fragte mich, wohin bei so später Stunde wohl diese Schwärme ziehen mögen und erhielt die Erklärung dafür dann andern Tags, als wir bei schönem Wetter beim Verlassen der Färöer-Inselgruppe ganz nahe an einem Vogelberg vorbeikamen. Das Schiff ließ die Sirene ertönen und feuerte einige Schüsse ab, worauf es von den hohen Felswänden herauswirbelte, daß es anzusehen war, wie ein Schneegestöber, dazu ein Gekreische und unablässiges Ab- und Zufiegen, daß einem fast Hören und Sehen verging. Neben Lummern und Alken ist die Dreizehenmöve oder Stummelmöve in riesiger Anzahl Hauptbewohnerin der nordischen Vogelberge. Sie ist ein sehr hübscher Flieger, noch schlanker als die Heringsmöve, unten blendend weiß, der Mantel von lichtem Mövenblau. Die schmalen Schwingen sind weißgrau und haben als besonderes Charakteristikum schwarze Spitzen unten und oben. Nachdem sie uns während 2—3 Tagen verlassen, erschienen wieder unverhofft im Nebelregen oben in der Grönlandsee ihre schwarzen Flügelspitzen wie Widerhaken in der Luft.

Der Kollkrabe.

Die eintönige isländische Landschaft mit den dampfenden heißen Quellen und aus endlosen Lavafeldern bestehend, die nur durch spärlichen Graswuchs den vielen Bonies und den magern, meistens hornlosen Kühen mühsame Nahrung gewährt, ist häufig von Bächen und Flüssen durchfurcht, an welchen sich der Kollkrabe gerne aufhält. Ich war gewohnt, diesen größten Vertreter seines Geschlechts sonst nur in den Alpengegenden anzutreffen. Sein überaus starker, hatig gebogener Schnabel stempelt ihn zu einem Raubvogel, der indessen auch das Aas annimmt. Willkommene Nahrung sichern ihm die zahlreichen Orte, wo Meerfische gesalzen und von blonden Isländerinnen in hohen Gummitiefeln gewaschen und dann wieder getrocknet werden. Wahrscheinlich sind die großen Haufen präparierter Klippfische, die im Freien auf durchlässigem Lavagrund lagern, auch ein wenig zum Schutze gegen die Vögel so solid in Zeltdecken eingebunden.

Die Sturmmöve.

Von der schottischen Küste hinweg, anfangs nur in einigen Exemplaren, dann an Zahl zunehmend und gegen Island hin je länger je mehr, zeigte sich eine kleinere Mövenart, die unablässig dem Schiffe folgte und schließlich die alleinige war. Von gedrungenen Gestalt, hat die Sturmmöve einen weißen Kopf und Leib. Die Oberseite der Flügel ist hellbraun mit blässeren Stellen. Schnabel und Füße sind schmutzig gelb. Sie wird auch graue oder Wintermöve genannt, in Norwegen dagegen Fischmöve. In ihrem ganzen Wesen hat sie etwas Ernstes, Gesektes. Oft läßt sie sich aufs Wasser nieder, um kurz auszuruhen, und begleitete uns auf diese Weise als die einzige bis über den 71. Breitengrad hinaus. Erst als das letzte Eiland in der Grönland-See mit dem glänzenden Firmament unsern Blicken entschwunden war, hatte auch die bisher unermüdlige Begleitung durch die Sturmmöve ein Ende.

Einzig eine Kette dider Polarlumpen sah ich nachher noch, mit ihren weißen, flaschenförmigen Leibern das schnelle Schiff überholend, vorbeiziehen.

In Sicht von Spitzbergen erschien die Sturmmöve wieder und hier lernte ich sie als Nasfresser kennen, im Gegensatz zu andern Möven, die nur frische Fische nehmen. In der Magdalenenbucht sah ich sie an einem großen Stück angeschwemmten stinkigen Walfisch- oder Robbenspeck mit erhobenen Flügeln gierig fressen, mitten in einer großartigen Berg- und Gletscherwelt.

Der Papageitaucher.

Die ersten sah ich auf den Färöern tot in einem Metzgerladen, teilweise gerupft zum Verkaufe ausgestellt. Der weniger intensiven Färbung nach müssen es junge Vögel gewesen sein. Das Fleisch soll einen tranigen Beigeschmack haben, was natürlich dem Nordländer weniger zu sagen hat. Dieser Vogel hat die Größe einer kleinern Ente, ist auf der Unterseite schön weiß mit schwarzer Halsbinde, die Oberseite mit Schwanz und Flügeln dagegen glänzend tiefschwarz. Das merkwürdigste an ihm ist der Schnabel, der kurz und dick und stark gebogen, ganz die Form eines mächtigen Papageischnabels hat, um so mehr als er noch verschiedenartig, besonders orangefarbig gefärbt ist. Er dient ihm hervorragend zum Aufsuchen der Nahrung, welche zur Hauptsache aus Krusttieren besteht. Auf der südlichen Seite von Island bevölkert der Lund, wie er auch geheißen wird, das Meer und die Vogelberge in ungezählten Mengen. Er ist ein vorzüglicher Taucher, während er, wenigstens anfänglich, etwas schwerfällig zu fliegen scheint. Besonders das Auffliegen macht viel Spaß, indem er längere Zeit mit den Flügeln das Wasser schlägt und darauf fortrennend mit den Füßen auftritt, dieselben hintenaus streckend, so daß es anzusehen ist wie Orangeschalen, die er nach sich zieht. Weiter nördlich als bis zum 74. Breitengrad habe ich keine mehr angetroffen, sondern erst wieder von der Bäreninsel an. Die Mitternachtssonne läßt dem Lund, den Lummern und Alken keine Nachtruhe. Sie beleuchtet fast ununterbrochen taghell das reiche Vogelleben auf dem arktischen Meere. Zu jeder Stunde sieht man einen, mehrere oder viele in ihrem Lebenselement!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch.

Von Johanna Siebel.

Einem von schattigen Bäumen umgebenen Hause naht zögernd eine Dame. Auf dem blassen Gesicht liegt ein unruhiger Ausdruck, der sich in den schönen graublauen Augen bis zu heimlicher Angst vertieft. Vor der Haustür bleibt Ingrid Anderson stehen. Dann gibt sie sich in plötzlicher Entschlossenheit einen Ruck, reckt den Kopf stolz empor und drückt auf die elektrische Klingel.

Eine saubere, ältliche Frau in blütenweißer Schürze und blütenweißer, unter dem Kinn zusammengebundener Mullhaube öffnet die Türe. Sie stutzt verwundert, als sie die junge Dame erblickt, schattet unwillkürlich die Augen; dann geht ein Aufleuchten über ihre Züge.

„Fräulein, liebes Fräulein“, sagt sie innig und freudig bewegt. „Sind Sie es denn wirklich! Was für eine Ueberraschung!“

Die junge Dame nickt. „Ja, es ist eine Ueberraschung; ich fahre mit Freunden nach dem Süden, wir wollen den



Magdalenenbucht, im Nordwesten von Spitzbergen, auf ungefähr 80 Grad nördlicher Breite, gilt als die schönste der Buchten dieses arktischen Landes. Drei große Gletscher, die hier ins Meer fallen, bilden den prachtvollen Hintergrund.

Winter in Rom verbringen; und da wir zufällig eine kurze Raft machen hier in der Stadt, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, zwischen den Zügen — die Gelegenheit zu benutzen. Ein kleiner Besuch. So ganz nur im Vorübergehen. Ich mußte doch nachsehen. Ist — der Kleine gesund? Ist — er zu Hause?“

„Ja“, antwortet die Alte; ein mitleidiger Blick streift die junge vornehme Dame im kühlen Dämmern des Hausflurs. „Kommen Sie, Fräulein Ingrid.“

Die Frau führt Ingrid Anderson über einen langen Gang in ein großes luftiges Zimmer, in welches durch zwei weit geöffnete Fenster das warme herbstliche Sonnenlicht hineinlutet. Das Zimmer ist von einer blauen einladenden Sauberkeit. Ingrid Anderson bleibt von neuem zaudernd, mit dem unerklärlich hangen Ausdruck auf der Schwelle stehen. Gesenkten Blickes wagt sie wieder nicht, die entscheidende Bewegung vorwärts zu machen. In das mädchenjunge Gesicht, mit den erstverschlossenen Zügen steigt eine feine Röte langsam empor bis zu dem flimmernden Blondhaar, das unter dem weichen Reisehut in köstlicher Fülle vorquillt. Nach einer Weile hebt sie die dunkeln Wimpern, ihr Blick gleitet den Fußboden entlang, sacht und furchtsam, um an einem weißen Kinderbettchen haften zu bleiben. Schüchtern kommt sie näher; plötzlich aber steht sie vor dem Bettchen, als habe sie die letzten Bewegungen sich selber unbewußt gemacht. In weichen Kissen schläft ein kleiner Junge. Die Händchen, deren polsteriges Fleisch einen bräunlich rofigen Ton zeigt, drücken sich an das liebe Mündchen. Die runden vollen Wäddchen sind vom gesunden Schlaf gerötet. Wie Tau auf Blumen, liegen kleine Schweißperlen auf der leicht geöffneten Oberlippe. Weich und dunkel schmiegen sich die glänzenden Haare an die klare Stirne.

Der Knabe mag etwa neun Monate alt sein, und Murillo und Raffael hätten kein schöneres Modell zur Verkörperung ihrer Inspirationen finden können.

Mit eigentümlich gespanntem Ausdruck sieht Ingrid Anderson nieder auf das Kind. Ihre Lippen liegen fest gepreßt aufeinander, und die Nasenflügel weiten sich in unterdrückter Bewegung. Sie neigt sich, als möchte sie den Knaben küssen, ganz behutsam küssen. Doch in hartem Entschluß richtet sie sich auf halbem Wege empor. So steht sie lange in Schauen versunken. Die alte Wärterin unterbricht mit keinem Worte und keiner Bewegung das Schwei-

gen. Plötzlich aber beugt Ingrid Anderson von neuem sich nieder, und in einer Bewegung, die stärker ist als ihr Wille, streicht sie unendlich zärtlich mit ihren schmalen Händen über die rosigen Fingerchen des Kindes. Dann richtet sie die schlanke Gestalt gerade auf und sagt zu der Wärterin: „Er ist gut gehalten, der Kleine.“ Fragend setzt sie hinzu: „Es fehlt ihm an nichts, Agathe?“ Der Stimme hört man das mühsame Bestreben an, einen festen Klang zu erhalten. Wie Stütze suchend legt sie die Hand auf den Knäuel des Kinderbettchens.

Das bekümmerte Gesicht der Kinderfrau beginnt sich aufzuklären, gut und tröstend wiederholt sie die soeben gehörten Worte: „Ja, er ist gut gehalten, und es fehlt ihm an nichts, Fräulein!“

Die Wärterin wird ganz eifrig: „Sie sollten seinen Körper sehen, Fräulein Anderson! Ganz wellig vor Gesundheit; er ist gewartet, wie Sie selber gewartet waren. Ich tue für ihn, was ich kann.“

„Er wird bald wach werden, er ist regelmäßig wie eine Uhr in seinen Gewohnheiten; ach, ich kenne kein liebenswerteres Kind!“ Verwirrt, als rede sie zu viel vor diesen stillen, unergründlichen Augen, verstummt die Wärterin.

Da beginnt der Kleine seine Fingerchen zu spreizen; er dreht sein Köpfchen ein wenig nach rechts, ein wenig nach links, dann heben sich langsam die dunklen seidigen Wimpern, und wundervolle tiefblaue Augen werden sichtbar.

Hatte Ingrid Anderson vorhin den schlafenden Knaben schön gefunden, den wachenden findet sie noch ungleich schöner. Mit tausend feinen ziehenden Gewalten reißt es sie zu ihm hin. Sie beugt sich nieder, ihn zu herzen, ihn vor das Antlitz zu halten, und mit großen durstenden Augen seinen Anblick ganz aus der Nähe zu trinken. Aber auf halbem Wege richtet sie sich wieder jach empor, als liege für sie eine Gefahr darin, dieses Kind restlos hingegeben zu liebkosen.

Die alte Agathe beugt sich über das Bettchen: „Ja, wo ist denn mein Junge, wo ist denn mein süßer Schatz?“

Der Kleine, der zuerst verwundert die fremde Dame betrachtet, beginnt beim vertrauten Anblick der Kinderfrau und beim Klang ihrer Stimme, die Fingerchen lebhafter zu dehnen; er versucht, das holde Köpfchen emporzurichten, lächelt, und als die gute Agathe in allen Klangfarben der Zärtlichkeit immer von neuem fragt: „Ja, wo ist denn mein Junge?“ erblüht lachender Sonnenschein in dem schönen Gesichtchen. Der Kleine fängt an zu strampeln, er jauchzt und kräht, und hält eine großartige, köstliche Rede: „Egäh, ebuh, egäh!“ Er hascht nach den Fingern der Wärterin mit den zierlichen feinen Händchen und sucht in ihnen nach einer Kraftunterstützung, um sein rundes Körperchen aufzurichten.

Die junge Dame, die gespannt das Gebaren des schönen Kindes beobachtet, wendet sich jählings ab, wie ein Hungeriger sich wegwendet von einer verlodenden Speise, um daretwillen er nicht zum Diebe werden mag, deren Anblick länger zu ertragen indessen über seine Kräfte geht. Sie stellt sich an das Fenster und schaut hinaus in das sonnen-durchbligte Halbdunkel des Gartens. In ihre Augen kommt ein starrer Ausdruck, und um den Mund gräbt sich ein leidvoller Zug. Doch kann sie es bei aller Beherrschung nicht unterlassen, den Kopf zuweilen zu drehen, und wenn ihr Blick das Kind trifft, kommt ein rätselhafter Ausdruck in das junge Gesicht. Ist es Haß, ist es Liebe? Ach, wer vermöchte das sehnüchlich Geheimnisvolle dieses Ausdrucks zu bestimmen? Vielleicht ist es ein aufwogendes Gemisch aller tiefen, schönen und leidvollen Lebensempfindungen.

Die Kinderfrau geht schweigsam geschäftig hin und her und legt auf der Wickelkommode Tücher und Kleidchen zurecht.

Der kleine Junge aber kräht in seinem weißen Bettchen, und zuweilen schüttelt ein Lachen das runde Körperchen. Er hat die leichte Dedo abgestrampelt, hascht mit den Fäustchen nach den runden Beinchen, kugelt nach rechts und nach links und findet der Freude kein Ende.

Immer häufiger wendet Ingrid Anderson das blasse Gesicht dem jauchzenden Kinde zu. In der vorgeneigten Gestalt liegt eine kaum mehr zu bemeisternde Erregung.

Jetzt ist die Kinderfrau fertig mit ihren Vorbereitungen. Sie nimmt den Kleinen aus dem Bettchen, legt ihn behutsam auf das Kissen und streift die feinwebige Gewandung nieder. Dabei kann sie es nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit einen kummervollen Blick auf Ingrid Anderson zu werfen. „Kannst du das denn aushalten?“ scheinen die Blicke der alten Frau zu fragen, „siehst du nicht, was das für ein liebenswerter, wundervoller kleiner Junge ist?“

Nun liegt der Knabe ganz bloß da, ein vollendet schöner kleiner Menschenkörper; die tiefblauen Augen strahlen und das süße Mündchen lallt hold und betörend: „Egäh, emah ema!“

Da hält es die beherrschte vornehme Ingrid Anderson nicht länger am Fenster. Sie folgt einer Gewalt, die stärker ist als alle kühle Ueberlegung, stärker als alle scharfsinnig zwingende Logik; einer Gewalt, die in den Frauen gelegen, seitdem die erste Frau zum erstenmal der Wunder Wunderbarstes, das Wunder der Fleischwerdung, die Fortbildung des eigenen Lebens erschüttert erlebte; die Gewalt, die auf Erden in tausend Heldentaten, in tausend Entschlüssen und Kämpfen sich gezeigt, die unter Schmerzen und Qualen, in Züchten und Bonnen, in Sünden und in Schanden, in Schuld und Entsetzen entstanden, die allmachtvollste aller Gewalten, die gelitten und geherrscht, gejauchzt und triumphiert hat, seitdem das erste Weib — Mutter geworden.

Die feine vornehme, kühl beherrschte Ingrid Anderson dort am Fenster stürzt vor, wirft sich über den Kleinen und schluchzt: „Mein Kind, mein Kind, mein liebes, liebes Kind.“ (Schluß folgt.)

Ah, — quelle salade!

Von Friedrich Brawand.

Die Pariser Taxichauffeure sind die reinsten Verkehrsakrobaten. Mittelmäßige Fahrer auf der offenen Landstraße, sind diese Chauffeure wahre Künstler des Volants im Straßengewühl der Weltstadt. Unglaublich, wie sie ihren Citroen oder Renault durch eben diesen „salade“ steuern. Es ist kein Fahren mehr, es ist ein Wettbremsen auf fünf Zentimeter, ein Starten und Stoppen, ein Erobern und Zurückdrängen, ein Ausweichen und Kreuzen, ein Excentric-Akt auf vier Rädern.

Der Chauffeur sagt kein Wort, und wenn er eines sagt, so gehört es nicht hierher. Er sitzt am Steuer und späht nach einigen Metern freier Fahrbahn. Was für uns ein heillofes Durcheinander ist und unser Staunen erregt, ist für ihn eine alltägliche Erscheinung. Wir regen uns auf, wir, die nichts zu tun haben als die Fahrtaxe zu bezahlen. Er sitzt ebenso ruhig am Steuer, wie unsere Taxichauffeure in Erwartung eventueller Fahrgäste am Steuer schlafen.

Wenn ein Pariser Chauffeur die Arme kreuzt, tief Atem schöpft, sich halb umdreht und zu seinen Fahrgästen sagt: „Ah, quelle salade!“, dann, — na, dann ist es eben ein Salat! Und was für einer.

Man soll nie unvorbereitet auf Reisen gehen. So oder ähnlich lautet einer der zahllosen Ratsschläge Baedekers. Vorbereitet oder nicht, wie konnten wir ahnen, daß der 15. August, bei uns ein ganz gewöhnlicher Samstag, in Paris allgemeiner Feiertag ist? — Und wenn wir es geahnt hätten? Die Wirklichkeit war dazu getan, die tollkühnsten Vorahnungen zu übertreffen.

An einem solchen Tag sollte ein behäbiger Berner die Nase weber in die Kolonialausstellung noch in das Gaumont-Palace stecken. Wir taten das erste und haben auch wirklich „eine Nase voll gekriegt“.

Um 9 Uhr früh führt uns ein Taxi von unserem im Zentrum der Stadt gelegenen Hotel nach dem Bois de Vincennes, wo die Internationale Kolonialausstellung